

15]

Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine v. Hillern.

„Ja, Traubl,“ ruft Sebald, „mit willst? Hast denn's Haus abgeschlossen?“

Daß ihr Häuschen offen stehen geblieben, ist ihr gleichgültig — sie hat wenig oder nichts mehr darin zu verlieren, und hätte sie's auch, was wäre es gegen das, was sie an dem Bruder verliert! — „D, laßt mich nur mit bis ins Dorf!“ fleht sie und legt den Arm des Bruders zärtlich in den ihren, um ihn zu stützen. Sie trägt noch das „Darlehen“ von den Haberern bei sich, das ihr Sebald eingehändigt. Im Dorf will sie einen Wagen anspannen lassen, damit der schwächliche Mensch bis zum Gefängniß in Tölz fahren kann. Das übrige läßt sie dann dem Bruder. Er muß doch ein bißl Geld haben — „da drin!“

„A Prachtmadl!“ murmeln die Gendarmen. „Wer au so was derwischet, der kunnt sich gratuliren. Aber an unser-eins kommt so ebbas nit!“ —

Indessen ist Lenz nach Haus gekommen. Es ist ihm gelungen, sich durch die Büsche zu schlagen und in den Hof zu stellen, ohne daß ihn jemand sah. Die Hunde, die ihren jungen Herrn kannten, haben auch nicht angeschlagen. Und vom Dach eines niederen Anbaues war es ihm ein Leichtes, in sein Zimmer zu gelangen, wo das Fenster noch offen stand.

Schnell hat er sich umgekleidet. Seine Schuld ist abgestreift mit den Gewändern und abgewaschen mit dem Wasser des Wildbachs — nun kann er die Verirrung sühnen. — Und der arme Balbl! Dem wird er's reichlich vergelten und der Wiltraud auch. — Der Fall ist ja so einfach und leicht gut zu machen — zum Glück! — Als er fertig ist, tritt er leise beim Vater ein.

Der Alte liegt ganz in die Kissen vergraben und lallt und stöhnt unaufhörlich. Am Bett sitzt eine Magd und schnarcht, den Kopf auf den Bettrand gelegt. — Ein qualmendes Talglicht steht ungeputzt mit einem zolllangen verkohlten Docht im eisernen Leuchter und tropft Fluthen von überkriechendem, geschmolzenem Unschlitt auf den Tisch. Das trostlose Bild des Krankenzimmers eines ungeliebten Menschen. Niemand hat sich die Mühe genommen, den Bewußtlosen auszuziehen, man hat ihn gleich so ins Bett gelegt und er wälzt sich unbehaglich, halb angekleidet, unter der schweren Federdecke herum. — Eller Dunst von Fett und heißem Eisen betäubt seine verwirrten Sinne noch mehr und engt die müsam athmende Brust ein. Lenz pukt zuerst das Licht und schiebt es höher im Leuchter hinauf. Dann öffnet er das Fenster einen Augenblick, um frische Luft hereinzulassen, aber häßlicher Brandgeruch zieht vom Pfarrhof herüber und zwingt ihn, wieder zu schließen. Die Athemzüge des Vaters fangen an, immer unruhiger zu werden. Lenz schleicht sich sachte heran. — Der Kranke erschrickt: „W— wer ist da?“ schreit er zitternd und hebt bittend die Hände auf. Die ganze namenlose Angst, die er ausgestanden, liegt in dieser stehenden Gebärde, und es ergreift den Sohn mit solch unaussprechlichem Mitleid, daß er mit beiden Armen den hilflosen Körper umschlingt und ihn fest an seine Brust drückt. „Nein, Vater, nein — 's thut Dir niemand was — 's darf Dir niemand nix mehr thun!“

Der Vater erkennt die Stimme nicht, er versteht auch die Worte nicht — er fühlt nur, daß es jemand ist, der's gut meint, und klammert sich Schutz suchend an ihn fest.

„Vater, hab' doch lei Angst mehr — jetzt bin ja i da, der Lenz, und laß Dir nix g'schehen!“

„Wer?“ lallt der Kranke und starrt ihn mit leerem, glastigem Blick an.

Dem Lenz ist es, als bohre sich ihm ein Stachel in Herz und Hirn, der immerfort die Worte eingräbt: „Das hast Du gethan!“

„Der Lenz — Vater, kennst denn Dein' Lenz nimmer?“ Der Alte richtet sich mit dem Oberkörper auf, um das Ohr des andern zu erreichen, dann flüstert er ihm wie eine wichtige Neuigkeit, heiser, lallend zu: „Der Lenz — ja, der ist unters Mühlrad kommen. Uh — huhuh!“ fängt er nun an zu schluchzen und wirft sich in die Kissen zurück.

Dem Sohn schwindelt es. Jetzt erst blickt er in die

Tiefe des Glends, in das er den Vater gestürzt. — „Vater, Vater — mach auf! — Dein Sohn — Du mußt Dich b'sinne, Vater, werd mir nitt irr — Gott im Himmel, raff Deine Gedanken z'samm! — Komm, es geht schon! Schau mich an, Vater! I bin ja nit unters Rad komme. — I bin ja bei Dir und will Dich pfeifen und will's gut machen — alles, alles!“ Er sinkt vor dem Bett auf die Knie und küßt die kalten, gedunsenen Hände, die unruhig auf der Decke spielen. Der Kranke lallt mit ersticker Stimme unverständliches Zeug in die Kissen.

„Gott, Gott — Vater — lieber — komm doch zum Verstand — nur noch 'n Augenblick, nur so lang, daß d' mir noch verzeihen kannst —?“ Er sieht die bläulichen Säck unter den Augen des Kranken und den blöden Ausdruck in dem verängstigten Gesicht, und die Thränen rinnen ihm unaufhaltsam auf das Haupt des Vaters nieder. Der wischt die brennenden Tropfen weg, als wären's Fliegen, ohne zu ahnen, aus welch tiefem Born der Reue sie kommen.

Der Alte ist zu weit vorgerückt und hängt mit dem Kopf zum Bett heraus. Lenz hebt ihn behutsam auf und schiebt ihn besser hinein, dabei entdeckt er, wie schlecht und unsorgsam man ihn gebettet. Er rüttelt die schlafende Magd auf. „Jetzt hab' i's g'nug mit dem G'schnarch! Mach, daß d' 'naus komst, saule Dirn, g'wissenlose!“

„No, was ist denn?“ begehrt die Magd auf.

„Was ist? Nit amal auszogen und ordentlich ins Bett g'legt habl's den armen Mann. Schau her, wie ihn der Bund einschneid't und zwängt, daß er nit schnauf'n kann — und 's Bett habl's ihm auch nit aufg'schüttelt, ös G'findel, ös faul's!“

„D Jesus, jetzt wird ma noch ausg'schimpft weg'n dem?“

„Begen d e m?“ schreit Lenz wüthend? 's ist mei Vater, daß d's weißt.“

Und mit festem Griff packt er die Dirn und treibt sie zur Thür hinaus.

„D, o, d' Haberer!“ wimmert der Kranke und vertriecht sich unter die Decke.

Mit der Zartheit eines Krankenwärters entledigt Lenz nun den fröstelnden Alten seiner von der Nachtlust feuchtkalten Hüllen und richtet ihm ein erträgliches Lager her. Dann zündet er das ausgegangene Feuer im Ofen wieder an und wärmt ihm Decken, in die er ihn einwickelt.

„Zerst muß i den Kalt aus ihm 'nausbringe!“ murmelt er vor sich hin und reicht ihm etwas Brantwein, der auf dem Ofensims steht. Der Alte kann es vor Frieren fast nicht trinken, die Zähne klappern am Glas und er verschüttet alles. Lenz hat sich aufs Bett gesetzt und hält seinen Vater im Arm, ihm sorgfältig die Flüssigkeit einflößend, wie einem Kind. Das Licht hat er neben sich hingestellt, um besser sehen zu können. Der starke Brantwein thut sichtlich gut, und in den Armen des Sohnes, eingehüllt in die heißen Decken, beginnt der Unglückliche allmählig zu erwärmen. Die kurzen Athemzüge werden regelmäßiger und länger. Eine unverkennbare Beruhigung kommt über ihn. „Er spürt halt doch, daß i's bin!“ denkt Lenz und wagt sich nicht zu rühren, um das Behagen des Kranken nicht zu stören. Im Ofen kracht das Fichtenholz, der schwache Mann erschrickt und schaut auf. „Ja, Du bist da?“ sagt er plötzlich, wie erwachend, und in die glastigen Augen kommt ein Schimmer von Bewußtsein. Er betastet mit den unsicheren Händen Lenz's Gewänder, ob es etwas Wirkliches sei. „Ja, bist Du denn nit todt!“

„Nein, Vater! I bin nit todt — i bin nur a recht a böfer Bua, den D' amal g'hörig beuteln sollst, wann D' wieder g'sund bist.“

Eine Weile ist alles still, als müsse der Alte es erst verarbeiten. Lenz fängt schon an zu fürchten, das Bewußtsein sei wieder erloschen. Da holt der Verstumme plötzlich tief Athem und bricht in ein krampfhaftes Lachen und Weinen aus. Der Kopf sinkt an seines Sohnes Brust und die halb erstarrten Lippen flüstern: „Lenz — ja der Lenz!“

„Vater!“

„Bist da? Bist wiederkomme, mei Bua — mei — o, bist mir nimmer böz? I — hörst nix?“

„Was soll i hören, Vater?“

„Hörst sie pfeifen — hilf mir, Lenz, hilf —.“

„Vater, sei doch ruhig!“

„Gast's nit g'sehen — da hat einer zur Thür 'rein-
g'schaut —!“

Dem Lenz graust es. „Ihr seid krank, Vater!“
„O gelt, jetzt verläßt mich nimmer — bleibst bei mir?
Hol Dir Dei — Dei — wie heißt sie?“

„Wiltraud?“ fragt Lenz bebend vor Furcht und Hoffnung.
„Ja, die! Hol sie Dir und bleib miteinander bei
mir — 's ist mir ja alles recht — nur, daß D' wieder
da bist!“

„Vater!“ Ist's Euer Ernst? „Dürft i's Madl heirathen?“
„Ja, ja — so wahr Gott lebt, alles, alles darfst — nur
Dein' elenden Vater nimmer verlassen — nur nimmer fort —
daß i nit so allein bin und so hilflos, wenn d' Haberer wieder
komme!“

„Die komme jetzt nimmer, Vater!“
„Gelt, gelt — wann i alles thu', nachher könne s' nix
mehr aushaben, i thu' ja a lles!“ Du kamst ihne an anders
Bier brauen — und 's Madl wird ja ihren alten Schwieger
ordentlich pflegen — o Lenz, wie die mit mir umgange sind
— die Haberer und nachher die Mägd' — o, o —“ und laut
wimmernd wirft er sich in die schützenden Arme des
Sohnes und sein Herz hämmert in unregelmäßigen Schlägen.
— „s muß a Frau her, i muß jemand haben, die für mich
sorgt. I will nix mehr, als a Tochter — die Heirathspossen
die sind mir vergangen —!“

Lenz sinkt vor dem Bett des Vaters in die Kniee, das
Herz ist ihm voll zum Zerspringen. So plötzlich soll alles
sich zum Guten wenden, was so schlimm begonnen! Kann
es denn sein? — Verdient er denn das? Wiltraud! Er
darf sie als sein Weib heimführen, er, der eben noch
gehandelt hat wie ein ungezogener Bub? Aber es ist so,
der Vater will's, und er ersucht's wie eine arme Seele
den Himmel. Und den Himmel will er auch ihr bereiten,
den Himmel auf Erden soll sie haben — und der Sebald —
er dreht erschrocken den Kopf um, ihm ist, als höre er ein
Hüsteln und als stünde der Sebald neben ihm und schaue ihn
bleich und vorwurfsvoll an und sage immer nur das eine
Wort: „Wegen Dir — wegen Dir —!“ Ach nein, das ist Ein-
bildung — der Sebald hat's ja so geru gethan, der macht ihm
keinen Vorwurf. Und die Traudl, was wird sie für Augen
machen, wenn er kommt und um sie wirbt in aller Form und
im Namen des Vaters? O, wenn er nur den morgenden Tag
erlebt, daß er ihr die Freude ins Haus bringen kann. „Vater,
Vater, Du sollst's gut haben bei uns — grad auf Händen thun
wir Dich tragen. Ach, Du weißt's nit, was für a brav's Madl die
Wiltraud ist — Jesus, dö's Glüd so auf amal, 's ist ja nit zum
Ausdenken.“ Und er legt den schönen jugendlichen Kopf in
des Vaters Hände, die ihn zitternd streicheln — und glück-
licherweise nicht die Gedanken heraustasten können, die eben
darin zu lesen wären: „So war das Haberfeldtreiben doch zu
was gut!“

Der Tag dämmert langsam herauf — aber nichts regt sich
im Dorf. Nach der Schreckensnacht ruht alles wie im Todes-
schlummer. Auch der alte Hochbräu ist endlich eingeschlafen,
und die tiefe Ruhe im Arm des Sohnes wirkt milde heilend
auf die zerstörten Nerven des Gequälten.

Lenz traut sich nicht zu rühren, aus Furcht, ihn zu wecken.
— Stundenlang bleibt er so am Bett knien, und in seine
brennenden Augen kommt kein Schlaf. — Jetzt muß er sich
aber doch wegschleichen, um Holz in Ofen nachzulegen, denn
es wird nun gegen Morgen kalt im Zimmer. — Der Vater
athmet tief und ruhig. Lenz kann einen Moment aus Fenster
treten. Graue Wolken hängen wie zerfetzte Fahnen vom
Himmel zur Erde. Ein Niederschlag, halb Regen, halb Schnee,
hüllt Berg und Thal ein. Man könnte meinen, es reue den
Tag, daß er angebrochen, und er kehre wieder in die Nacht
zurück. — Jetzt werden gleichmäßige Schritte hörbar. Sie
kommen näher — ein Zug Soldaten in voller Feldausrüstung
ist es. Sie marschiren ohne Sang und Klang mit feindlichen
Mienen ins Dorf.

Militär — das ist hier noch nie gewesen. Das sieht
ja aus wie — dem Lenz zieht sich das Herz zusammen —
Strafteinquartierung! Aber nicht lange hat er Zeit, darüber
nachzudenken, da schleichen vier Bermummte aus einem
Heustadel, der einem Haberer gehört, heraus. Sie tragen
einen schweren Körper — einen Todten oder Verwundeten,
in scheuer Eile nach der entgegengesetzten Richtung zu. —
Lenz beklemmt es die Brust mit einem nie gekannten
Gefühl. Er öffnet ein wenig das Fenster und schießt ihnen
nach. Noch immer dringt widerlicher Rauchgeruch von draußen
herein. — Ein trostloses Bild! Darf er sich noch freuen?

Der Kranke rührt sich. Lenz eilt an das Bett und
neigt sich über ihn. — Bissinger blickt verwundert um sich.
„Gott sei Dank — daß es Tag ist und die Nacht vorbei,
die schreckliche Nacht. O Lenz, wenn unser Herrgott mir
meine Sünden erlassen möcht' — für das, was i heut ab-
büßt hab'.“

„Wie ist's Euch, Vater?“
„Besser b'sinne kann i mich — aber da, da siedet's und
braust's — in die Ohren und im Kopf — i hör' halt alleweil
dös G'schrei von di Haberer. O Lenz, wann Du daheim
g'wesen wärst — Du hät'tst Dei'm alten Vater nix g'sehen
lassen!“ Lenz wird dunkelroth und schlägt die Augen nieder.
„Aber jetzt hol' mir die Wiltraud, daß die Sach' in Ordnung
kommt — sie sollen sehen, daß alles nit wahr ist, was sie mir
aufbracht hab'n! Und bald soll sie kommen und mich
pflegen — i bin recht krank. Lenz, wann i z' sterben kam',
muß alles in Wichtigkeit sei!“

„Aber, Vater, i kann Euch doch nit allein lassen!“
„Schick mir nur die Leni — 's ist ja Tag, und Du bringst
mir die Wiltraud glei mit!“

Mit der Hast und Ungeduld eines Kranken, der sich noch
immer von Gefahren umringt glaubt, treibt er jetzt Lenz, die
Braut zu holen, die den Sohn für immer an den Vater fesseln
und ihm einen sicheren Schutz gewähren soll. Dem Lenz wirbelt
es in Kopf und Herzen! Gleich soll er gehen — gleich? Alles
ist plötzlich so glatt und eben, und dennoch beschleicht ihn ein
unerklärliches Bangen, als dürfe er der Wiltraud nicht vor die
Augen treten. — Sie war so sonderbar, als sie ihn durch die
Klamm wies! — Sie ist gar wild und hüzig — aber freilich auch
gleich wieder seelengut. — Und er rüstet sich zu der seltsamen Braut-
fahrt. Dann holt er die Leni herein, daß sie indessen für den
Vater sorgt, und jetzt — kann er gehen.

Wiltraud hat den Bruder treulich bis ins Dorf gebracht
und dort bei einem Bekannten ein Fuhrwerk genommen, in
dem Sebald weiter transportirt wurde. Die Gendarmen waren's
wohl zufrieden, nach dem aufstrebenden Nachtdienst mit ihrem
Gefangenen fahren zu dürfen.

Als Lenz hinaustritt, bleibt er wie vom Blitz getroffen
stehen — Wiltraud geht eben am Haus vorbei, heimwärts. —
Gejenkten Hauptes, ganz in sich versunken, schreitet sie dahin
und sieht ihn nicht.

„Traudl!“ ruft Lenz mit unsicherer Stimme.
Sie hebt den Kopf und blickt ihn an.
„Traudl! — I bitt' Dich — i muß was mit Dir reden,
was Wichtig's — i hab' g'rad zu Dir sollen.“

„Was willst denn noch von mir?“ fragt Wiltraud, stehen
bleibend.

„Traudl, wir dürfen heirathen! Der Vater ist von dem
Schrecken wie verwandelt — er möcht' a Tochter, die ihn
pflegt — und weil er doch weiß, daß i kei andere nimm, hat
er g'sagt, i soll Dich nur gleich holen — er giebt's zu.“ Er
schöpft tief Athem und erwartet, daß ihm das Mädchen in
selbiger Ueberraschung um den Hals fallen werde. Aber er hat
sich bitter getäuscht. „Traudl — was hast? Wie stehst denn
da, wie von Stein?“

(Fortsetzung folgt.)

Namenlos.

Unter diesem Titel veröffentlicht in einem Wiener Blatte der
niederösterreichische Landtagsabgeordnete und Landesauschuß Schöffel,
dem das Armenwesen, die Arbeitshäuser und Verpflegungsstationen
unterstehen, nachstehende Geschichte aus dem Leben.

„Chamisso erzählt die wunderbare Geschichte „Peter Schlemihls“,
der seinen Schatten verkauft hat und dann ruhelos mit Sieben-
meilenstiefeln auf der Erde herumläuft, um wieder zu einem Schatten
zu gelangen. Als Pendant zu dieser wunderbaren Geschichte will
ich die wahrhaftige Geschichte eines Mannes erzählen, der wohl einen
Schatten, aber keinen Namen hat und seit einem halben Jahr-
hundert, nicht mit Siebenmeilenstiefeln, sondern bloßfüßig die Welt
durchläuft, um zu einem Namen zu gelangen. In der Zwangs-
arbeits-Anstalt in Korneuburg befindet sich nämlich eine Existenz,
männlichen Geschlechtes, welche vom k. k. Bezirksgerichte Tagenbach,
unter der Bezeichnung Johann N., beiläufig 50 Jahre alt, un-
bekannten Wohn- oder Aufenthaltsortes, wegen wiederholter Ueber-
tretung des Vagabundengesetzes in die Zwangsarbeits-Anstalt ab-
gegeben wurde. In den Asylen des physischen oder moralischen
Kinderelends, in den von den Ländern, Vereinen oder Privaten
erhaltenen Besserungsanstalten und Waisenhäusern, kommen wohl
sehr häufig Findel- und weggelegte Kinder vor, welchen von den
Findelanstalten, um den Geist der daselbst Angestellten zu illustriren,
Namen wie zum Beispiel: Fensterbank, Kyrieleison, Abendläuten,
May, Paternoster, Dritterhof und dergleichen beigelegt wurden, aber
daß ein Mensch in Oesterreich oder, besser gesagt, in Mitteleuropa,

das seine überschüssige und schleibige Kultur in alle Welttheile exportirt, fünf Decennien seines Lebens namenlos in der Welt herumläuft, das ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen.

Ich konnte, ich wollte solches nicht glauben! Um nun nicht das Opfer einer Fopperei dieser Sorte, im ewigen Kampfe mit der Gesellschaft stehenden Menschen zu werden, habe ich, nach dem Grundsatze der Bureaokratie: „Quod non est in actis, non est in mundo“ (Was nicht in den Akten ist, ist nicht in der Welt, d. h. existirt nicht), die Notionirungsakten über diese namenlose Existenz einer eingehenden Prüfung unterzogen.“ Folgen im Wortlaut Auskunftsstabellen der Bezirksgerichte Zell am See und Taxenbach, in denen über einen Johann N. berichtet wird. Schöffel fährt dann fort:

„Aus dieser Notiz (der Taxenbacher Auskunftsstabellen) geht hervor, daß der Richter in Taxenbach aus Mitleid mit dem armen, von Kindheit bis zum Greisenalter maßlos gehegten „Namenlosen“, demselben sechs Monate Haft diktirte, dann ihn in die Zwangsarbeits-Anstalt einlieserte, um dem Müden die ersehnte Ruhe auf längere Zeit zu verschaffen. Der Direktor der Zwangsarbeits-Anstalt, bezüglich der Ausführung des Namenlosen während seiner Internirung in der Anstalt befragt, gab an: „daß ihm noch nie ein Mensch von so seltener Gutmüthigkeit, Willigkeit und Bescheidenheit vorgekommen sei wie dieser Namenlose! Derselbe verrichte jede ihm aufgetragene Arbeit ohne Murren, ist in jeder Beziehung verlässlich — friebfertig und zuvorkommend gegen seine Haftgenossen — gehorsam gegen seine Vorgesetzten.“

Nachdem ich alle Auskünfte über den Namenlosen eingeholt und geprüft hatte, ließ ich ihn vorrufen, um seine Bitte entgegenzunehmen und durch freundschaftliche Rücksprache unter vier Augen zu erfahren, ob der Mann doch nicht vielleicht, wie so viele andere, einen Grund habe, seinen Namen zu verheimlichen.

Herein trat ein Mann mit schneeweißem Haar, seinem Aussehen nach eher 60 als 50 Jahre alt, von kleiner Statur, zartem, ja graziosen Körperbau, blauen Augen und einem Gesichtsausdruck voll Duldung und Milde. Derselbe erzählte über meine Anforderung, zu seinem eigenen Nutzen, um ja nichts zu verheimlichen, über seinen Lebenslauf folgendes:

„Ich habe nichts zu verheimlichen und habe auch nie etwas verheimlicht. Wo und wann ich geboren wurde und wer meine Eltern waren, weiß ich nicht. Sowie ich mich zu erinnern vermag, war ich als Kind bei einer Komödiantentruppe, welche aus drei Männern und drei Weibern bestand. Wie ich hingekommen, weiß ich nicht. Die Komödianten nannten mich „Johann“ und erzählten mir, daß sie mich als Kind in ihrem Wagen aufgefunden hätten. Ob ich getauft wurde, weiß ich nicht, glaube es jedoch nicht, da die Komödianten, nicht wie die Bauern, mit welchen ich in Berührung kam, beteten oder an einen Gott glaubten. Ich wurde von den Komödianten zum Seitentanz abgerichtet. Eines Tages stürzte ich bei einer Uebung vom Seil und brach mir den Fuß.

Ein in der Nähe wohnender Schinder richtete mir den Fuß so ein, daß die Ferse schiefe steht. Da ich dadurch zum Seitentanz nicht gebraucht werden konnte, mußte ich für die drei der Gesellschaft gehörigen Pferde um Heu und Hafer zu den Bauern betteln gehen. Brachte ich wenig oder kein Futter nach Hause, wurde ich von den Komödianten geprügelt und ebenso wurde ich andertheils von den Bauern geprügelt, die ich um Heu anbettelte. Halb verhungert und wund gehauen ging ich den Komödianten, die mich schließlich gewiß todt geschlagen hätten, durch.

Ich zog nun in der Welt herum, suchte nach Arbeit und Brot, wurde jedoch überall abgewiesen, weil ich keinen Namen und deshalb keinen Ausweis hatte. In Baiern, in Salzburg, in Tirol, in Italien, wo ich herumzog, fand ich hie und da Beschäftigung als Viehhüte. Kaum war ich aber einige Tage im Dienst, mußte mich mein Brotherr im Auftrage des Gemeindevorstehers fortjagen, damit ich nicht, wie man mir sagte, als Ausweisloser der Gemeinde als zuständig zugewiesen werde. Es blieb mir daher, um nicht zu verhungern, nichts Anderes übrig, als zu betteln. Als Bettler und Landstreicher wurde ich unzählige Male abgestraft.

In Salzburg, in Zell am See, in Liezen, Zell am Ziller, in mehreren anderen Orten in Bayern saß ich behufs Erhebung meiner Zuständigkeit in Haft, wurde jedoch überall nach mehrmonatlicher Haft laufen gelassen. Bei einigen österreichischen Gerichten haben die Richter, wie man mir versicherte, sich meiner wegen bittend an die höchsten Stellen um eine Namensverleihung gewendet, jedoch vergebens! Ich bettelte auch in vielen Pfarrhöfen, unter Hinweis darauf, daß ich wahrscheinlich nicht getauft bin und auch keinen Religionsunterricht genossen habe, um die Taufe und um einen Namen. Man wies mich an die Bezirkshauptmannschaft.

Diese übergab mich der Schubstation, und so ging es fort, durch, wenn ich recht rechne, mindestens 50 Winter und 50 Sommer. Ich war nie krank, trotzdem ich, außer in Arresten, im Sommer und Herbst in Wäldern, im Winter in Ställen und Tristen übernachtete und oft das Futter mit Schweinen und Hunden theilte. Ich habe nie eine Schule besucht, keinen Religionsunterricht genossen, weiß auch nicht, was Religion ist, wurde nie zur Stellung berufen. Ich habe nie in meinem Leben jemanden beschädigt oder mich an fremdem Eigenthum vergreifen — ich glaube, ich bin zu dumm dazu — ich habe nie jemanden beleidigt oder wehe gethan, obzwar man mich oft ärger als ein Thier verfolgt oder mißhandelt hat. Jetzt bin ich nach 50jährigem Herumirren hierher geschickt worden und bitte, um meinem namenlosen Glende ein Ende zu machen, um einen Namen!“

Der Landesausschuß Schöffel, also ein Mitglied der niederösterreichischen Landesverwaltung, schließt seine Erzählung mit den Worten:

„Das ist die Geschichte eines Menschen, der, namen- und heimatlos, dem grenzenlosesten Glende und unausgesetzter Verfolgung preisgegeben, ohne Erziehung, ohne Schule, ohne Glauben sein Leben bis ins hohe Greisenalter, frei von jedem Laster, von jedem Verbrechen in vollkommener Sitteneinheit erhielt, ein glaubensloser Märtyrer zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts, inmitten einer Welt, die eine verkörperte Lüge ist!

Durch diese wahrhaftige Geschichte wird das Unglaublichste wahr, nämlich, daß in einem Reiche, wo nicht weniger als 17 gesetzgebende Körperschaften Jahr aus, Jahr ein, mehr Gesetze und sorgloser in die Welt setzen, als ein Insekt seine Eier, Menschen, kraft der bestehenden Gesetze, Arbeit, Unterstand, Brot verweigert wird, weil sie namen- und heimatlos sind, während sie zugleich auf grund des Gesetzes verfolgt und gestraft werden, weil sie arbeits- und unterstandlos herumziehen und nicht den Muth haben, Hungers zu sterben.

Diese wahrhaftige Geschichte liefert ferner den Beweis, daß in einem Reiche, wo sich die Bureaokraten bemühen, Staat und Volk krumm und lahm zu administrieren und zu diesem Zwecke so viel Papier verschmieren, daß man damit den Erdball wie eine Zitrone einwickeln könnte, keine Behörde sich kompetent findet, einem Namenlosen den nöthigen Namen zu verleihen.

Der Staat zieht alljährlich nahezu eine Milliarde aus seinen Unterthanen, er verwendet diese Unsummen zu allen erdentlichen Zwecken, nur für das Glend von Kindern, die von der Eltern-, Vormünder- und Findlingspflege vernachlässigt werden, was noch ein graufameres Sterbenlassen, als die Kinderaussetzung und der Kindesmord der Wilden ist, hat er kein Auge, kein Herz und keinen Kreuzer, ja, er nimmt das, was er diesen armen, vernachlässigten Kindern ausgezogen, auf grund eines faulen Rechts für sich in Anspruch und überläßt sie dafür der Pein oder erklärt sie, wie den „Namenlosen“, für vogelfrei!“

Kleines Feuilleton.

— Die neuesten Mode-Narrheiten. Als besonders feiner Gutaufputz gelten jetzt Radieschen. In Wien ließ sich vor einigen Tagen Eine sehen, zu deren Schirm waren tausend Meter Bändchen verwendet worden. Inwendig sah das Ding aus wie ein Hornissenest oder eine Kalksteingrotte. Für Ohringe lautet die allerneueste Mode: In jedes Ohr kommt ein anderer Ohring, er ist aus Goldbraut gewunden und zeigt womöglich in japanischem Stile die Anfangsbuchstaben des Namens. Man wählt für das linke Ohr denjenigen des Taufnamens, für das rechte den des Familiennamens. Die Frauenstrümpfe sind dieses Jahr zu kurzen Socken geworden, die nur um ein wenig den Stiefelrand überragen. Dafür reichen die neuesten Gigerstrümpfe bis weit über das Knie hinauf. An dem achteckigen Frauentaschentuch ist ein Täschchen angebracht, und in diesem steckt ein kleines Rechkissen. — Müssen sehr gute Mägen haben, die Männer solcher Modeweiber! —

— Warum heißen die Apotheker 99er? Die einen sagen, weil sie 99 pCt. Gewinn nehmen. Das stimmt in vielen Fällen nicht: Sie nehmen noch weit höhere Prozente. Andere wieder behaupten, der Beinamen stamme von etwas ganz anderem. Bezeichnet man die Buchstaben des Alphabets mit Zahlen, so ergibt sich beim Namen Apotheker folgende Zusammenstellung:

A	— 1
P	— 16
O	— 15
T	— 21
H	— 8
E	— 5
K	— 10
E	— 5
R	— 18

Apotheker — 99.

Literarisches.

n. Karl Rieinger: Eine Posaune zur Friedensbewegung! oder: Wie haben sich die wahren „Christen“ bei der geistigen Revolution von oben und bei den hieraus entspringenden eventuellen inneren Kämpfen zu verhalten? Schwab. Hall, 1897. — Eine iltliche Frage, die der Verfasser vom Standpunkte eines ehrlichen Christen ganz konsequent beantwortet. Wir müssen uns allerdings versagen, diese Antwort klipp und klar wiederzugeben, denn ohne die Anführung von einigen hundert Bibelstellen könnte sie etwas seltsam lauten, so selbstverständlich sie auch an sich ist. Nur soviel sei erwähnt, daß der Verfasser unseren „Christlichen“ Ordnungshelden einen recht netten Spiegel vorhält und ihre Heuchelei rücksichtslos an den Pranger stellt. Was er in den vielen Abschweifungen von seinem eigentlichen Thema sonst noch zum besten giebt, ist ziemlich harmloser Natur. Auf die Sozialdemokraten ist er nicht gut zu sprechen, wenn er sie auch nicht mit den „Revolutionären von oben“ direkt in einen Topf wirft. Dafür werden ihn alle „Christen von oben“ wahrscheinlich in den allgemeinen Unstürzlerkopf werfen. —

Kunstgewerbe.

— Neuere Richtungen der modernen Keramik. Nirgends zeigt sich der Impressionismus im Kunstgewerbe so stark, als in der modernen Keramik und der Glasfabrikation. Die neuere Richtung kommt, wie A. Borrman jüngst im Verein für deutsches Kunstgewerbe ausführte, weniger zum Ausdruck in der Bildhaftigkeit des Materials, als in der malerischen Behandlung. Sie ist weniger ausgegangen von strengen Fachmännern, als von Dilettanten, Damen, Chemikern, Künstlern. Die moderne Keramik ist eine Liebhaberkunst geworden, der praktische Gesichtspunkt ist mehr zurückgetreten. Die Anfänge der neuen Richtung liegen in Japan, das nun zum zweiten Male auf uns einwirkt, früher durch Vermittlung der Portugiesen und Holländer, jetzt durch die Weltausstellungen. Dem künstlerischen Können der Japaner, das sich nirgends so deutlich zeigt als auf dem Gebiete des Steinguts — hier viel mehr als beim Porzellan, bei dem immer noch China nachgehakt wird —, öffneten sich zuerst die Kabinete der Kunstfreunde. Die eigentlich japanischen Sachen erregten zuerst Aufmerksamkeit auf der Pariser Weltausstellung von 1867. Erst seit der 1878er Ausstellung wandte sich ihnen eine allgemeinere Vorliebe, namentlich in England und Amerika, zu. In Frankreich war es Jean Carriès, der, von der Bildhauerei zur Keramik übergegangen, sich der modernen Richtung annahm. Er liebte mehr eine farbige warme Patina als die leuchtenden Emaills. Dalpagnat und Lesbros, Alexandre Bigot, Delaherche und Lachenal in Paris folgten seinen Bahnen. Ihnen folgte in Deutschland zuerst Friedrich Stahl. Auch das Porzellan ist von dieser modernen Richtung berührt worden. Hier ist es namentlich Seger, der durch die Wiedereinführung des Kupferoxydits gewirkt hat. —

Erziehung und Unterricht.

h. s. Eine künstlerische Ausschmückung der Gemeindeschulen wird in Antwerpen angebahnt; so berichtet das kürzlich begründete wissenschaftliche Organ des deutschen Lehrervereins, „Die deutsche Schule“. Es sollen dort jährlich 3000—5000 Fr. aus Gemeindemitteln bewilligt werden, um durch talentvolle junge Künstler, die ihre Studien an der Akademie beendigt haben, einen oder zwei Räume der Gemeindeschulen künstlerisch in der Weise ausschmücken zu lassen, daß ein Architekt und ein Maler gemeinsam thätig sind, um ein harmonisches Ganze zu erzielen. Beispielsweise soll ein Gegenstand aus der Geschichte Belgiens unter der Römerherrschaft ergänzt werden durch eine griechisch-römische Verzierung, eine Szene aus der Geschichte Antwerpens durch eine gotische Darstellung u. d. Der Antwerpener Lehrerverein „Diesterneg“ hat beantragt, daß die Entwürfe der historischen Gemälde soviel als möglich der örtlichen Geschichte entlehnt werden, und wünscht Nachbildungen derselben für alle Schulen. —

Völkerkunde.

— Die Menschenfresserei ist in Afrika noch sehr verbreitet, besonders unter den Stämmen, die in den Urwäldern längs des Kongo und seiner Nebenflüsse wohnen. Als Stanley den Kongo und Uruwini hinauszog, um den von den Mahdisen bedrängten Emin Pascha zu befreien, wanderten Tausende seiner saubharitischen Träger und Soldaten, die sich von der Kolonne entfernten, um Lebensmittel zu sammeln, in die Kochtöpfe der Wilden. Bei diesen Fällen handelte es sich hauptsächlich um Thaten von Menschen, die der Hunger, oder doch wenigstens der Fleischhunger plagte. Bei andern Kongostämmen scheint das Menschenfressen mehr ein Sport zu sein, ein Sport, der seine Wurzeln vielleicht in einer Fetischvorstellung hat, eine Leistung, die Ehre und Ansehen bringt, und zu der man absichtlich erzogen und angeleitet wird. Der Kongostaat hebt einen Theil seiner Armee und die Besatzung seiner Schiffe aus dem Stamme der Bangala. Diese Bangala sind leidenschaftliche Menschenfresser. Vor einiger Zeit unternahm der Kongostaat einen Feldzug gegen die Araber, die in Innerafrika den ganzen Handel beherrschen. Diesen Kriegszug machte der englische Arzt Hinde von Anfang bis Ende mit. Er hat darüber ein Buch geschrieben. Und was er nun davon von der Menschenfresserei der Bangala erzählt, klingt geradezu schauerlich. Schon auf den Jagden zeigen sie ihre Grausamkeit. Sie tödten nicht das getroffene Thier, sondern zerbrechen ihm Flügel und Glieder und lassen es langsam verenden, damit das Fleisch mürber wird. Dasselbe Zerbrechen der Glieder wenden sie bei Gefangenen und Sklaven an, die sie auf-fressen wollen. Auf dem Dampfer, den Hinde zur Rückkehr nach der Küste an den Stanleyfällen bestieg, mußten sechs Bangala in Eisen gelegt werden, weil sie zwei erkrankte Matrosen, auch Bangalas, verspeist hatten. Die meisten Kongosträume huldigen der Menschenfresserei und jeder Stamm hat eine Vorliebe für bestimmte Theile des menschlichen Körpers. Nirgends wird das Fleisch roh gefressen; es wird gekocht, gebraten, geräuchert. Wochenlang während des arabischen Feldzuges waren die Weissen ohne Fleisch, aber sie wagten es nicht, auf den einheimischen Märkten geräuchertes Fleisch zu kaufen, da es Menschenfleisch sein konnte. Am Ubangi herrscht ein vollständiger Handel mit Menschenfleisch. Wollen die Kapitäne der Dampfer Ziegen, Elfenbein oder andere Erzeugnisse kaufen, so fordern die Eingeborenen dafür Sklaven, „da das Fleisch immer knapper wird“. Auch bei den Basongo, im Äquatorbezirke, am Zumbafsee — überall Handel mit Menschenfleisch. Mit einem Worte: die Menschenfresserei ist am Kongo allgemein. —

Aus dem Thierleben.

— Von der Ausdauer eines Hundes erzählt J. Theodor Bent in „The Nineteenth Century“. „Bei einer kleinen Forschungsreise an dem Westufer des Rothen Meeres und dem Berg Erba verloren wir unseren kleinen Hund, der allenthalben mit gewandert war, und gaben ihn nach vergeblichem Suchen auf. Das kluge Thier lief jedoch, wir wissen nicht wie, auf seiner Fährte in fünf Tagen zurück nach Mohammed Sol ohne Futter, mit sehr wenig Wasser auf den Wüstenwegen, die wir benutzt hatten, eine Entfernung von über 120 Meilen. Der Hund ging bei seiner Ankunft geradewegs dem Hafendamm zu, schwamm zum Schiff und wurde von unseren arabischen Schiffsteuten mehr todt als lebendig an Bord gezogen. Nachdem er hier zwei Tage lang geruht und gefressen hatte, sprang das Thier wieder ins Wasser und machte sich nach den Bergen auf, um drei Tage lang nach uns zu suchen. Als das vergeblich war, lehrte es um, erreichte das Schiff einen Tag vor uns und konnte uns bei der Ankunft mit wild-freudigen Begrüßungen empfangen.“ —

Humoristisches.

— Ueberlistet. Vor vielen Jahren hatte einmal Einer mit den Gerichten zu thun und er fürchtete, er würde hängen bleiben oder recht viel Strafe zahlen müssen. In seiner Noth ging er zu einem Rechtsanwält und fragte ihn um Rath. Und dieser sprach: „Ich werde Dir sagen, wie Du ohne Schaden und Kosten loskommen kannst, aber Du mußt mir für meinen Rath und meine Arbeit vier Thaler geben. Der andere war einverstanden. Also gab ihm der Rechtsanwält den Rath, wenn er mit ihm vor Gericht käme, so sollte er keine andere Antwort geben, als das einzige Wort: „Mäh!“ — Da sie nun vor das Gericht kamen, und der Ankläger tüchtig gegen den Angeklagten loszog, konnte man kein anderes Wort aus diesem heraustragen als: „Mäh!“ Also lachten die Richter und sagten zu dem Rechtsanwält: „Was willst Du für ihn antworten.“ Da sagte der Rechtsanwält: „Ich kann nichts für ihn reden, denn er ist ein Narr und kann mir auch nicht sagen, was ich reden soll. Es ist nichts mit ihm anzufangen. Er soll, wie es nur billig ist, für einen Narren gehalten und freigelassen werden.“ Die Richter hielten Rath und ließen den Angeklagten laufen, wohin er wollte. Nach ein paar Tagen kam der Rechtsanwält zu ihm und verlangte seine vier Thaler. Der aber sagte nichts als — „Mäh“. „Oho!“ schrie der Rechtsanwält, „Du wirst mir das nicht abmäh'n, ich will mein Geld haben!“ Und er ging hin und verklagte ihn. Als sie beide wieder vor Gericht standen, sagte der zum zweiten Mal Angeklagte wieder nichts anderes als: „Mäh!“ Da sprachen die Richter zum Rechtsanwält: „Was wollt Ihr von dem Narren? Ihr wißt doch, daß er nicht reden kann?“ — Und der Rechtsanwält mußte ohne die vier Thaler abscheiden. —

Vermischtes vom Tage.

— Auch der Kölner Oppenheim hat jetzt für sein Pferd „Saphir“ einen eigenen Transportwagen bauen lassen. Bis jetzt befahen in Deutschland so ein Kulturmöbel nur der Bleichröder und ein Graf Hensel. —
 — Redakteur Derksen von der „Niederrh. Ztg.“ in Emmerich wurde wegen Unterschlagung von 150 000 M. verhaftet. Er war Rentmeister eines großen Waldbesizers, hatte im Einverständnis mit den Förstern niederschlagen lassen, was nur möglich war, und das Geld eingesteckt. In seinem Blatte pries er sich bei jedem Quartalschluß als den einzig wahren Jakob der Zentrums-
 — Am 1. Osterfeiertag ertranken im Rhein bei Mainz zwei junge Leute, die eine Vergnügungsfahrt unternommen hatten. —
 — Bergsturz. Aus Klausenburg (Siebenbürgen) wird unterm 21. April gemeldet: Von einem bei der Ortschaft Dant belegenen Berge löste sich ein etwa 120 Morgen großes Stück des Abhanges los und riß einen großen Theil des Ortes mit sich fort. Alles, was im Wege lag, Häuser, Gärten, Menschen und Thiere, wurden unter den Erdmassen begraben. —
 — Am Samstag wurden in Münchenbuchsee (Schweiz) Vierklinge, 2 Mädchen und 2 Knaben, Kinder eines Malers gleichzeitig konfirmirt. —
 — cc. Ein Leben zu verkaufen. Im „Petit Parisien“ fand sich vor einigen Tagen folgende Annonce: „Leben zu verkaufen. Ein kleiner Beamter, von tadellosem Ruf, dessen Gehalt — 1100 Franks jährlich — aber nicht ausreicht, um eine kranke Frau und fünf unmündige Kinder zu ernähren, möchte die Lage seiner Lieben durch ein letztes Opfer weniger traurig gestalten. Er bietet daher sein Leben zum Kauf an. (Durchaus ernstlich.) Antwort wird nur ertheilt auf Offerten, die nicht ehrenrührig sind und die einen würdigen und nutzbringenden Tod in Aussicht stellen, wie der Tod auf Forschungsreisen, bei Bergbesteigungen, bei Versuchen mit medizinischen und giftigen Substanzen u. s. w.“ —
 — Der Waldbestand des eigentlichen Rußlands und Polens beträgt 176 Millionen Desjätinen. Davon sind 68 pCt. oder 119 Millionen Desjätinen Eigenthum der Krone. Wird Kauf-lasten mitgerechnet, so steigt der Kronbesitz an Wald auf 126 Millionen Desjätinen, eine Fläche, die den vereinigten Arealen der Staaten des Dreibundes nahezu gleichkommt. —